

Freder van Holk

Edition Bärenklau

DIE TÖDLICHEN TRÄUME

Roman

Freder van Holk

Edition Bärenklau

DIE TÖDLICHEN TRÄUME

Roman

FREDER VAN HOLK

Die tödlichen Träume

UUID: 64c4cec2-df5d-11e8-ad77-17532927e555

Dieses eBook wurde mit StreetLib Write
(<http://write.streetlib.com>) erstellt.

-->

Inhaltsverzeichnis

Die tödlichen Träume

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

DIE TÖDLICHEN TRÄUME

Freder van Holk

Roman

IMPRESSUM

Ein CassiopeiaPress Buch: CASSIOPEIAPRESS, UKSAK
E-Books und BEKKERpublishing sind Imprints von
Alfred Bekker

© Roman by Author/ Titelbild: Nach Motiven von
Pixabay, 2018

Wir danken den Verlag DIETER VAN REEKEN FÜR
DIE FREUNDLICHE UNTERSTÜTZUNG

© dieser Ausgabe 2018 by
AlfredBekker/CassiopeiaPress, Lengerich/Westfalen in
Arrangement mit der Edition Bärenklau, herausgegeben
von Jörg Martin Munsonius.

www.AlfredBekker.de

postmaster@alfredbekker.de

Die gefährlichste Erfindung aller Zeiten, tödlicher selbst als Kernbomben, weil sie Gehirn, Geist und Seele des Menschen vernichtet, befindet sich in den Händen eines bedenkenlosen Erfinders und eines verbrecherischen Managers. Sie haben sich in einem alten Schloss eingegelt und durch Leibwachen gedeckt. Dürfen Sie getötet werden, um die Menschheit zu retten? Wer wird das tun?

Ist es Howard Prince, der die Werbung übernehmen soll, oder seine Schwester, die am eigenen Leibe erfährt, was die Menschheit bedroht? Ist es Wobb, der seinem Herrn ein reines Gewissen erhalten will, oder Steve Corell, nachdem er vergeblich zwanzig Millionen Dollar geboten hat?

Tödliche Träume werden geträumt, und während die Welt ahnungslos schläft, wachen einige Männer darüber, dass ihr das Unheil der tödlichen Träume erspart bleibt.

1. KAPITEL

Der Nebel trieb in grauen Schwaden über die Straße. Dann und wann schlug ein hellerer Lichtstreifen in den Brodem hinein, aber gleich darauf wälzte sich wieder ein feuchter Ballen über ihn hin. Die Sichtweite betrug keine fünfzig Meter und wollte unaufhörlich weiter zurückgehen. Die Scheibenwischer rissen den grauen Vorhang, der sich gegen die Windschutzscheibe presste, immer wieder auf. Ihr leises Klicken kam wie das monotone Ticken einer Uhr. Die Scheinwerfer und Nebellampen glühten gegen die nieselnde Wand an, ohne sie durchstoßen zu können.

Die Straße war gut asphaltiert, aber schmal. Sie zog sich in scharfen, unausgebauten Kurven aufwärts. Eine Kurve schob sich dicht hinter der anderen unter die Räder. Nackte, nasse Felsvorsprünge lauerten auf der einen Seite auf den Lack, der dicht an ihnen vorüberglitt. Auf der anderen Seite wartete ein steiler Abhang schweigend auf eine tödliche Begegnung in der Kurve.

Der Motor des schweren Wagens dröhnte sanft und einschläfernd. Das Steuerrad schwang wie in einer rhythmischen Übung hin und her.

»Ich hätte doch lieber einen kleinen Wagen mieten sollen«, murmelte Wilson Wobbler. »Diese Straßen sind für unsere amerikanischen Wagen zu schmal.«

Er saß fotogen und telegen neben dem Fahrer, ohne sich merklich an der Rückenlehne zu entlasten – der perfekte Kammerdiener oder Butler aus Englands schönsten Tagen in schwarzem Anzug und schwarzer Melone, mit undurchdringlichem Gesicht und stiller Würde. Man sah ihm an, dass er sich selbst genoss und außerdem entschlossen war, sich durch nichts erschüttern zu lassen.

»Unsere Wagen sind für die Straßen Europas zu groß«, berichtigte Steve Corell beiläufig, während er das Steuer herumdrehte. Wobb nahm mit einem Heben der linken Augenbraue davon Kenntnis.

»Sie bemerken einen Unterschied, Sir?«

»Sicher, Wobb. Diese Straßen wurden früher gebaut als unsere Wagen. Mann kann den europäischen Straßenbauern keinen Vorwurf daraus machen, dass sie unsere Straßenkreuzer noch nicht kannten.«

»Ah, ich verstehe! Das ist unter Umständen ein philosophisches Thema, Sir. Die Dimensionen der Kontinente sind verschieden, und ...«

»Aber das Mundwerk ist überall gleich groß«, ergänzte Steve Corell trocken. »Dieses Schloss Sarn liegt hoffentlich nicht auf dem Mont Blanc?«

»Insofern kann man hierzulande nie ganz sicher sein«, seufzte Wobb. »Wir befinden uns in einem Land mit viel Fremdenverkehr, und Fremde darf man nie entmutigen. Hier ist das Wetter unter Garantie am nächsten Tag wunderschön, auch wenn vier Wochen Dauerregen in Aussicht steht, und wenn ...«

Er brach ab und beugte sich vor. Ein Knall drang durch den wattigen Nebel.

Ein Schuss?

Noch ein Knall, diesmal näher, schärfer und peitschender, dann kurz darauf ein dritter aus anderer Richtung und Entfernung. Genaueres ließ sich nicht bestimmen. Nebel und Berg täuschten.

»Pistolen, Sir?«

Steve Corell zuckte mit den Schultern, während er das Steuer wieder herumzog.

»Gemsen werden es kaum sein. Sie erwarten aber hoffentlich keine Aufregungen. Wir befinden uns in der Schweiz.«

»Hm, ich traue den Schweizern nicht, Sir«, bekannte Wobb. »Dieser Tell hat schon vor einigen Jahrhunderten seinem Kind einen Apfel vom Kopf geschossen. Der Vater seinem eigenen Kind! Und das mit einer Armbrust. In einem Land, in dem die Leute so etwas fertig bringen,

muss man auf alles gefasst sein. Er hätte wenigstens die Erfindung eines modernen Jagdgewehrs abwarten sollen. Und dabei hatten sie hier noch nicht einmal unsere großen kalifornischen Äpfel, sondern nur ...«

Er brach abermals ab.

Ein eisernes Gitterwerk mit den schattenhaften Konturen, eines Gebäudes geisterte plötzlich durch den Nebel und der Wagen stand, sodass Wobb gegen die Scheibe vorwippte.

Gleichzeitig peitschte kurz vor ihnen, aber auf der anderen Seite, ein Schuss durch den Brodem.

Vom Gitterwerk aus antwortete ein anderer, dumpferer Schuss. Ein Geschoss kreischte schrill auf Blech entlang.

Tiefe Stille.

Der Nebel lag klebrig an der Scheibe.

»Schlossbewohner!«, sagte Wobb entschuldigend. »Solche Leute haben gewisse Traditionen. Vielleicht tragen sie ein Duell aus? Oder vielleicht schießen sie auf Auerhähne? Ich werde einmal ...«

»Warten Sie!«, befahl Steve Corell und löschte die Lichter.

Das graue Tageslicht, das durch den Nebel drang, bekam den Augen besser. Langsam nahmen sie die Umgebung auf.

Die Straße, die drüben weiterführte, weitete sich hier zu einem kleinen, ebenen Platz. Er wurde auf der rechten Seite durch ein hohes, schmiedeeisernes Tor begrenzt,

dessen Flügel an mächtigen Steinpfeilern hingen. Daneben befand sich eine schmiedeeiserne Tür, die sich neben einem kleinen, einstöckigen Haus mit ausgebautem Dachgeschoss befand, vermutlich ein Pförtnerhaus, Die Tür war halb offen.

Auf der linken Seite wurde der Platz und gleichzeitig die Straße durch den abfallenden Steilhang abgeschnitten, aus dem vereinzelte Tannen herausgeisterten.

Vorn und hinten gab es neben der Straße nichts als nackten oder bemoosten Felsen, triefende Tannen und treibenden Nebel.

Die Scheibenwischer klickten. Der Motor summte kaum hörbar. Sonst war alles still.

Jetzt kamen Geräusche von links, schleifende und scharrende Geräusche. Steine rollten den Abhang hinunter.

Steve Corell drehte die Scheibe herunter. Der Nebel kam wie nasse Watte herein.

Vorsichtige Geräusche.

Tappende Schritte.

Schweres Atmen.

Der Nebel war jetzt so dicht, dass die Umriss des Wagens nicht mehr zu sehen waren.

Wobb hatte die Tür auf seiner Seite geräuschlos geöffnet. Er glitt hinaus, ohne ein Ohr zu alarmieren.

Polternde Schritte.

Keuchen.

Plötzlich glitt der dicke Schwaden weg. Es wurde merklich heller. Die Augen bekamen wieder Sicht.

»Vorsicht!«, warnte eine keuchende Stimme. »Wer Sie auch immer sind, wir brauchen ...«

Geschickt gemacht. Sie waren schon dicht heran, und das wollte unter den gegebenen Umständen etwas besagen.

Steve Corell sah zwei Männer auf sich zukommen. Sie waren beide noch jung und ziemlich groß. Der eine ging mit knickenden Knien, als besäße er nicht mehr die Kraft, die Gelenke durchzudrücken. Sein Kinn war wie im Trotz gereckt, aber so hielt sich ein Mann, der nicht zusammenklappen wollte. Über das Gesicht lief Blut durch verschmierten Schmutz hindurch. Die rechte Hand hielt eine Schusswaffe. Sie war auf Steve Corell gerichtet. Weder Hand noch Waffe schwankten, obgleich der Mann am Rande sein musste.

Er hatte seine Ladung auf sich. Sein linker Arm umschlang einen Mann, der an seiner Schulter hing und die Beine mehr nachschleppen ließ als setzte. Dieser zweite Mann hielt sich eben noch, war aber wohl schon über die Grenze hinaus und wusste nicht mehr, was er sich aufzwang. Er stand dem ersten an Verschmutzung nicht nach, sah aber zusätzlich noch aus, als hätte man ihn durch die Bäume geworfen.

Der Mann mit der Pistole holte keuchend Luft, bevor er sich weitere Worte herausquälte.

»Wir brauchen Ihren Wagen. Er ist schwer verwundet. Steigen Sie aus. Tut mir leid, aber ...«

»Mr. Prince!«, stellte Steve Corell überrascht fest, während er die Tür aufdrückte.

»Wieso? Kennen Sie – ah, Mr. Corell!«

»Ja.«

»Das – das ist gut«, lallte Prince, während ihm die Waffe aus der Hand fiel. »Kümmern Sie sich um ihn. Er – er ist schlecht dran. Klinik ...«

Seine Knie brachen ein. Beide Männer rutschten zu einem reglosen Bündel zusammen.

*

Sie lernten Howard Prince und seine Schwester Ellen während der Überfahrt auf der »United States« kennen.

Er lag in einem Deckstuhl und hielt ein dünnes, aufgeschlagenes Buch auf dem Magen, als der Steward die Deckstühle für Steve Corell und Wobb neben ihm aufschlug. Von Weitem konnte man annehmen, dass er las. Tatsächlich waren seine Augen geschlossen. Er schlief. Er schlief so fest, dass ihm seine neue Nachbarschaft völlig entging.

Steve Corell warf einen Blick auf den bereitwillig dargebotenen Titel des Buches und wunderte sich. Der

langbeinige junge Mann im Deckstuhl, der ungefähr im gleichen Alter mit ihm sein konnte, sah bei weitem eher nach Sport als nach Philosophie aus. Möglicherweise gehörte er zu den modernen Physikern oder Technikern, die auch körperlich in Form bleiben wollten und nichts mehr vom klassischen Bild des Gelehrten hielten. Er besaß ein offenes, angenehmes und intelligentes Gesicht, wenn es auch jetzt im Schlaf nicht gerade geistreich wirkte. Wahrscheinlich gehörte er zu den Menschen, mit denen man gern befreundet war. Trotzdem – so richtig passte diese Lektüre nicht zu ihm. Die Leser solcher Bücher brachten es im Allgemeinen nicht fertig, im tiefen Schlaf ein Buch so zu halten, dass es aus einiger Entfernung nach aufmerksamem Studium aussah.

Patsch!

Nach einigen Minuten passierte es. Das Buch entglitt den Fingern und fiel herunter. Eine Winzigkeit später schreckte der Schläfer hoch.

Wobb drehte sich etwas zur Seite, nahm das Buch auf und hielt es Howard Prince hin.

»Bitte.«

Prince brauchte nicht lange, um sich zurechtzufinden. Er sah vorübergehend verwirrt aus, prüfte gleich darauf seine Nachbarschaft mit einem Blick, der so gut wie ein Schnappschuss eines Fotoapparats war, griff nach dem Buch und grinste mit einer Spur Verlegenheit. Das

jungenhafte Grinsen stand ihm gut, verdeckte aber nicht die Neugier in seinen grauen Augen.

»Danke, danke. Ich muss glatt geschlafen haben. Die Luft macht müde.«

»Ja, ja«, nickte Wobb väterlich. »Über solchen Büchern schlafe ich gewöhnlich auch ein, Sie sollten es einmal mit einem Krimi versuchen.«

Howard Prince blinzelte.

»Hm, wem sagen Sie das? Sie sollten lieber meine Schwester überreden. Ellen ist ein patentes Mädchen, aber wenn es ums Geschäft geht, wird sie zur Bestie. Keine Spur von Rücksicht auf einen wehrlosen Menschen! Während andere friedlich im Deckstuhl liegen und schlafen, muss ich dieses Zeug studieren. Gemeinheit, nicht?«

»Zweifellos«, stimmte Wobb höflich zu. »Hoffentlich haben wir Sie nicht beim Studium gestört?«

»Wieso? Ich habe doch geschlafen. Was kann man schon anderes tun, wenn man kein Wort versteht? Hören Sie sich das einmal an!«

Er blätterte und las mit schulmäßiger Steifheit vor:

»Der Beobachtungsvorgang bewirkt diskontinuierliche Veränderungen im Zustand eines Gegenstandes. Auf diese Weise setzt die Quantenmechanik an die Stelle der Kontinuität eine Diskontinuität auf dem Gebiet der physikalischen Gegenstände und charakterisiert diese durch die Messungsergebnisse des Beobachtbaren.

Hieraus folgt, dass die Forderung einer unabhängigen Körperwelt sich nicht rechtfertigen lässt und ...«

Wobb hob abwehrend beide Hände.

»Bitte nicht. Ich bin mir keiner feindseligen Handlung gegen Sie bewusst.«

Howard Prince klappte das Buch zu und grinste wieder.

»Nerventöter, was? Diese Eierköpfe spinnen, dass unsereinem die Augen übergehen. Wissen Sie, worauf die Geschichte hinaus läuft? Wir sind überhaupt nicht da – ich nicht, Sie nicht und das ganze Schiff nicht.«

»Nicht möglich?«, staunte Wobb, und daraufhin wurde Howard Prince eifrig,

»Passen Sie auf, ich will Ihnen das erklären. Die ganze Sache ist von den Atombrüdern ausgeheckt worden. Sie sagen, dass es nur das gibt, was sie beobachten können. Ist ja klar, nicht? Was nicht einmal die Atomphysiker beobachten können, existiert eben nicht. Und wenn Sie nicht gerade beobachtet werden, sind Sie eben auch nicht vorhanden.«

»Interessant!«, staunte Wobb weiterhin ausdrucksvoll, worauf sein Partner noch eifriger wurde.

»Klingt merkwürdig, nicht? Ist es aber gar nicht. Die Dinge liegen nämlich so, dass es überhaupt nur das wirklich gibt, was sich in einem drinnen rührt – Empfindungen, Gefühle und das alles. Bewusstseinsinhalte nennen sie es. Alles andere ist bloß fauler Zauber. Sie denken, dass ich eine Nase im Gesicht